

Priesternachwuchs und Priesterbild

Ein Gespräch mit dem Bonner Konviktsdirektor Gerd Heinemann

Der Briefwechsel zwischen Hans Küng und Bischof Georg Moser (vgl. ds. Heft, S. 152) hat darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich in der Kirche der Bundesrepublik durch Priestermangel, Einführung hauptamtlicher pastoraler Dienste und stärkeres Engagement in den Gemeinden die herkömmliche Struktur der Seelsorge verändert hat. In diesem Zusammenhang ist die Frage unumgänglich, welcher Platz dem Priester künftig zukommen soll und kann. Was muß sich im Selbstverständnis und in der Arbeit der Priester ändern? Welche Tendenzen zeichnen sich beim gegenwärtigen Priesternachwuchs ab? Darüber sprachen wir mit Gerd Heinemann, Direktor des Collegium Leoninum in Bonn und Vorsitzender der Regentenkonferenz im deutschen Sprachraum. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Direktor Heinemann, die Theologenkonvikte und Priesterseminare in den deutschen Diözesen haben sich in den letzten Jahren wieder zu füllen begonnen, die Zahl der Priesteramtskandidaten steigt. Warum wollen junge Männer heute Priester werden?

Heinemann: Das läßt sich schwer mit einem Wort sagen. In den meisten Fällen kommt der entscheidende Anstoß aus der Mitarbeit in der Gemeinde. Eine wichtige Rolle spielt auch der intensive Kontakt mit einem Priester, während die Familien längst nicht mehr so stark den Ausschlag geben, wie das früher einmal der Fall war.

HK: Ist der verstärkte Zulauf eigentlich eine erfreuliche Begleiterscheinung dessen, was man schlagwortartig als den neuen geistlichen Aufbruch in bestimmten Teilen der Jugend beschreiben kann, oder handelt es sich mehr um ein letztes Aufgebot, das man jetzt durch intensive Werbung mobilisiert?

Heinemann: Letzteres trifft mit Sicherheit nicht zu. Unsere Priesterseminare und Theologenkonvikte spiegeln das breite Spektrum des heutigen kirchlichen Pluralismus wider. Wenn ich recht sehe, treten aus dieser Bandbreite gegenwärtig vor allem zwei Richtungen hervor. Unter den Priesteramtskandidaten gibt es zunächst einmal eine nicht unbeträchtliche Minderheit, die in ihrer Berufsmotivation stark von der Friedensbewegung, der Umweltbewegung, zum Teil auch von der Auseinandersetzung mit den Problemen der Dritten Welt geprägt ist. Bei diesen läßt sich eine Schöpfungsspiritualität erkennen, die Hand in Hand geht mit der Suche nach alternativen Lebensformen und mit einem wachen Interesse für die sozialen Probleme in unserer Gesellschaft. Diese Gruppe tritt in unserem Haus deutlich in Erscheinung, sie ist aber auch in anderen Konvikten vertreten.

HK: Rekrutiert sich diese Gruppe vor allem aus dem Umkreis der katholischen Jugendverbände mit ihrem Engagement für Frieden, Ökologie und Dritte Welt, oder kommen Priesteramtskandidaten auch aus dem eher kirchenfernen alternativen Milieu?

Heinemann: Viele von ihnen haben sich zuvor schon in Jugendgruppen der Heimatgemeinde, manche auch in der Schule für Frieden, Umwelt und Dritte Welt engagiert. Andere fanden erst während ihres Studiums dazu. Wenn sich auch zunehmend Abiturienten aus kirchendistanziertem Elternhaus bei uns anmelden, so ist meines Wissens bislang noch keiner aus kirchenfernen alternativen Kreisen bei uns eingestiegen.

„Der Entschluß, Priester zu werden, ist oft eine Art des Aussteigens“

HK: Trotzdem ist nach allem, was man als Außenstehender hört, das Engagement für Frieden und Umwelt kaum der typische Motivationshintergrund für die jetzigen Priesteramtskandidaten. Spielt nicht der Faktor Innerlichkeit, Frömmigkeit eine viel gewichtigere Rolle?

Heinemann: Es gibt eine zweite Gruppe, bei der tatsächlich so etwas wie eine Neuentdeckung von Innerlichkeit im Vordergrund steht, oft verbunden mit dem Bedürfnis, sich spirituell an überkommenen rituellen Formen festzumachen. Ich sehe darin durchaus positive Ansätze – so etwa in dem Verlangen, sein Leben in der Glaubensstradition der Kirche zu verwurzeln. Allerdings bringt dieser Trend zuweilen eine Kehrseite mit, daß man oft dazu neigt, sich spirituell abzukapseln und unter dem Mantel der „Mutter Kirche“ Schutz zu suchen.

HK: Worauf lassen sich solche Flucht- und Rückzugsphänomene zurückführen? Spiegelt sich darin der in der Kirche gegenwärtig verbreitete Trend wider, zum Zweck der Stabilisierung auf in der Tradition bewährte Strukturen und Formen zurückzugreifen, oder haben sie mehr mit persönlichen Problemen zu tun?

Heinemann: Man muß vor allem den oft düsteren Hintergrund berücksichtigen, auf dem junge Leute heute oft heranwachsen. Manche Priesteramtskandidaten, die in wachsender Zahl auch aus kirchendistanzierten Milieus kommen, haben bittere Erfahrungen gemacht, etwa belastete Beziehungen zum Vater, zur Mutter oder Scheidung und Wiederverheiratung der Eltern. Ich habe oft den Eindruck, daß der Entschluß, Priester zu werden, dann auch so etwas wie eine Art des Aussteigens ist. Sie wollen sich in eine Welt hineinbegeben, in der sie Abstand von diesen harten Problemen finden und neue Sicherheit gewinnen können. Freilich gibt es daneben auch das bewußte Aussteigen aus dem konsumistischen Milieu.

HK: Kann nicht auch der Wunsch nach Sicherheit in einem wesentlichen banaleren Sinn in den Entschluß einfließen? Immerhin sind die Aussichten auf eine sichere berufliche Stellung für Priesteramtskandidaten um einiges höher als für Studenten anderer Fächer und auch größer als für Theologiestudenten, die Studienrat oder Pastoralreferent werden wollen ...

Heinemann: Ich habe mich schon häufig gefragt, ob dieser Faktor möglicherweise eine Rolle spielt, habe aber bis heute nirgendwo Anzeichen dafür gefunden. Zumindest ist zu Beginn des Studiums der Gedanke an die spätere berufliche Absicherung kaum von Bedeutung. Wäre es anders, müßte der Zustrom eigentlich wesentlich größer sein, als er es in den letzten Jahren war. Die Zölibatsverpflichtung dürfte in dieser Richtung doch eine deutliche Schranke darstellen.

HK: Steht nach Ihren Beobachtungen im Regelfall die Entscheidung für den Priesterberuf schon von Anfang an fest, oder ist für die Mehrzahl der Leute beim Eintritt ins Konvikt mehr die Absicht bestimmend, es mit diesem Ausbildungs- und Berufsweg erst einmal zu versuchen?

Heinemann: Die meisten kommen mit dem festen Wunsch, Priester werden zu wollen, verspüren aber zugleich eine große Unsicherheit, ob sie das Ziel erreichen. Das kann zu erheblichen Ängsten führen. So bringen sie oft die Angst mit, daß ihnen das Theologiestudium den Glauben verderben und sie von der glücklich gefundenen Spur zum Priestertum wieder abbringen könnte. Mit ähnlichen Ängsten, wenn auch gemildert, gehen sie auf die Hausgemeinschaft des Theologenkonvikts zu, wo sie nicht nur mit Studenten ihrer eigenen Wellenlänge, sondern mit einer Vielfalt innerkirchlicher Richtungen und Lebensformen zusammenkommen. Manche bringen bereits eine vorgefestigte, meist skeptische Meinung gegenüber dem Theologenkonvikt mit.

HK: Sind die jetzigen Priesteramtskandidaten aber nicht wieder seminarfreudiger als die Generation davor und eher bereit, sich in eine solche feste Lebensordnung einzufügen?

Heinemann: Da das Kurssystem der reformierten Oberstufe an den Gymnasien eine Klassengemeinschaft verhindert und zudem sich häufig ein junger Christ durch seine Glaubenspraxis in unserer Gesellschaft in die Isolierung gedrängt fühlt, ist für den Priesteramtskandidaten beim Studienanfang das Zusammenleben mit Gefährten auf dem gleichen Weg zum Priestertum im Theologenkonvikt eine neuartige, positive Gemeinschaftserfahrung. Weil Gemeinschaftsleben aber immer auch Rücksichtnahme auf andere und Einschränkung der Selbstverfügung bedeutet, wird das Leben im Konvikt für den einzelnen auch oft zu einer schweren Probe, zumal er bis dahin zumeist in einer Kleinstfamilie gelebt hat.

HK: Um auf Ihr Stichwort von der Angst mancher Priesteramtskandidaten zurückzukommen: Sind das nur Anfangsschwierigkeiten, oder hält sich der mangelnde Sensus für die wissenschaftliche Theologie durch?

Heinemann: Eigentlich nicht. Gewöhnlich kommt bei vielen, die anfänglich skeptisch sind, bald die Freude am theologischen Fragen und Nachdenken zum Vorschein, auch die dazu erforderliche Neugier. Die Schwierigkeiten und Ängste des Anfangs werden im Lauf der Zeit oft überwunden. Es sind aber immer einige dabei, die Priester

werden wollen, sich aber sehr schwer damit tun, daß sie dieses Berufsziel nur über ein akademisches Studium erreichen. Sie finden keine innere Beziehung zur wissenschaftlichen Theologie und nehmen das Studium nur in Kauf.

„Priesterausbildung darf nicht auf ein elitäres Bewußtsein abzielen“

HK: Bringt nicht der wachsende Priestermangel die Gefahr mit, daß man bei den Anforderungen an die Priesteramtskandidaten eher großzügig ist und sich damit das Interesse an der Quantität vor das an der Qualität der Neupriester schiebt?

Heinemann: Ich habe eigentlich nie nur auf die Zahlen geschaut. Dazu ist die Verantwortung im Blick auf die Kandidaten wie auf die Gemeinden, in denen sie später arbeiten sollen, viel zu groß. Es muß genau umgekehrt sein: Je weniger Priester wir haben, desto qualifizierter müssen sie sein. Wir können es uns angesichts der Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft nicht leisten, im Blick auf die persönlichen und intellektuellen Anforderungen an die Priesteramtskandidaten nachlässig zu sein.

HK: Es geht mir nicht darum, den in der Priesterausbildung Tätigen Nachlässigkeit zu unterstellen. Man hat aber manchmal den Eindruck, Ziel der Seminarbildung sei wieder stärker, den künftigen Priestern das Bewußtsein zu vermitteln, sie seien aufgrund ihrer besonderen Berufung und ihrer Weihe aus dem Gottesvolk und auch aus den übrigen pastoralen Diensten als Person herausgehoben ...

Heinemann: Die Priesterausbildung darf nicht auf ein elitäres Bewußtsein abzielen, das die zukünftigen Priester den Menschen und auch den anderen pastoralen Diensten entfremdet. Natürlich soll das Seminar die Kandidaten in ihrer Berufsklärung fördern, in ihrer Entscheidung stärken und auf das priesterliche Amt vorbereiten. Dies geschieht aber gerade durch das Grundkonzept der Seminarbildung, daß der Priesteramtskandidat in der Hausgemeinschaft mit anderen christliche Gemeinde einzüben und zu leben hat. Das schreibt schon die Priesterausbildungsordnung vor. Darum führt das Seminar ein Eigenleben einerseits als Raum für die Glaubenskommunikation der Hausgemeinde, andererseits als Raum, der Alleinsein, Stille und persönliches Stehen vor Gott ermöglicht. Doch darf sich das Seminar nach außen keinesfalls abschotten. Denn der Priester muß später in zwei Wirklichkeiten leben: sowohl in der konkret erfahrenen Gemeinschaft der Kirche wie auch in der ständigen Beziehung zum der Kirche entfremdeten Milieu. Darum verbringt der Kandidat einen Großteil seiner Ausbildungszeit außerhalb des Seminars in Praktika, in längeren Semesterferien und in den Freisemestern, wo er sich in verschiedensten Lebensbereichen umsehen soll.

HK: Werden mit dem geltenden Ausbildungskonzept die Gewichte angemessen verteilt? Begünstigt das Bestehen

auf der Unverzichtbarkeit des Seminars nicht eher denjenigen, der sich den Herausforderungen von außen bewußt oder unbewußt möglichst entziehen will?

Heinemann: Natürlich kann es vorkommen, daß sich einer abkapselt. Wir erleben das aber genauso bei Studenten, die nicht im Hause wohnen oder bei Laientheologen. Sie leben teilweise in der Stadt mindestens genauso oder sogar noch stärker isoliert, als es hier manchmal der Fall ist. Das Seminar kann nicht eine absolute Garantie dafür bieten, will aber alles dafür tun, daß die Priesteramtskandidaten kontaktfreudig werden, das Leben in der Gesellschaft heute kennenlernen, sich den Auseinandersetzungen stellen und sich gerade dadurch auf ihren zukünftigen Dienst vorbereiten.

HK: Wäre es dann aber nicht geboten, über Alternativen zur jetzigen Form des Seminars nachzudenken und sie auch zu erproben? Man könnte ja entweder die Theologikonvikte auch für Laientheologen öffnen, wie es vor kurzem der frühere Mainzer Weihbischof Reuss vorgeschlagen hat, oder den Priesteramtskandidaten die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten freistellen. Werden nicht solche Überlegungen, wie auch manche Stellungnahmen zum Buch von Reuss gezeigt haben, bei uns zu schnell und zu kategorisch abgeblockt?

Heinemann: Solange ich in der Priesterausbildung tätig bin, ist diese Frage immer wieder neu und sehr ernsthaft unter den Verantwortlichen diskutiert worden. Es hat sich dabei im Lauf der Jahre unter den Verantwortlichen in der Bundesrepublik und in Österreich ein gewisser Konsens herausgebildet, während die Schweiz bekanntlich einen etwas anderen Weg geht. Es gibt das Modell der vollen Integration der geistlich-pastoralen Ausbildung, wie es Reuss vorschlägt und wie es in der Schweiz zum großen Teil praktiziert wird, und es gäbe die Möglichkeit der totalen Separation. Wir tendieren zu einer kooperativen Form der Ausbildung, bei der die Gruppen erst einmal jeweils für sich bleiben, um nach den Voraussetzungen, nach dem Profil ihres spezifischen Dienstes zu fragen. Es geht dabei weniger um Abgrenzung um jeden Preis, sondern darum, daß innerhalb des fundamental gemeinsamen kirchlichen und pastoralen Dienstes die notwendige Profilierung von Priestern wie von Pastoralreferenten erfolgen kann. Die Gruppen finden sich zusammen, um dann als Gruppen einander möglichst oft und viel zu begegnen und vieles gemeinsam zu machen. Bei uns gibt es zum Beispiel gemeinsame Praktika, gemeinsame Studientage und gemeinsame spirituelle Wochenenden.

HK: Sind denn die Unterschiede im Profil der verschiedenen hauptamtlichen pastoralen Dienste wirklich so groß, wenn man einmal von der Zölibatsverpflichtung für die Priester absieht, die sicher bei der Frage nach mehr Trennung oder mehr Integration eine gewichtige Rolle spielt?

Heinemann: Ich würde die Differenz nicht auf den Zölibat beschränken wollen. Die allen Christen gemeinsame Spiritualität gewinnt durch die priesterliche Sendung ihre

besondere Ausprägung. Worauf es ankommt, ist vor allem die Einübung des Priesters in die sakramentale Bruderschaft des Presbyteriums. Der spezifische Ort des Priesters ist nicht dadurch gekennzeichnet, daß er konsekriert und absolviert, entscheidend ist, meine ich, daß er der vom Bischof in die Gemeinde Geschickte ist und damit deutlich macht, daß Gemeinde nicht aus Eigenem lebt, sondern daß Christus ihr Herr ist. Der Priester ist auch ein deutliches Signal des größeren Zusammenhangs der Ortsgemeinde mit dem Bischof und über den Bischof mit der Weltkirche. Wenn die sakramentale Bruderschaft des Presbyteriums nicht schon in der Ausbildung eingeübt wird, kann diese unverzichtbare Dimension später kaum zum Tragen kommen.

HK: Daß die Bruderschaft des Presbyteriums nicht wie gewünscht zum Tragen kommen kann, hat doch vor allem mit der konkreten Situation der Priester in den Gemeinden zu tun. Die Zahl der Priester nimmt ab, die Belastungen für den einzelnen werden dadurch immer größer. Davon war nicht zuletzt beim Studientag der Bischofskonferenz im Herbst 1981 über Probleme der priesterlichen Lebensform ausführlich die Rede. Woran soll sich dann der Priester angesichts vielfacher Überlastung orientieren, wo soll er Prioritäten setzen?

Heinemann: Es gibt einige Grundvoraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit auch in Zukunft priesterlicher Dienst lebbar und fruchtbar sein kann. So kann der Priester seinen Dienst nicht tun, ohne wenigstens ein Stück weit in der Nähe zu den Menschen zu leben. Das Gegenüber zur Gemeinde darf nie das Mitsein verdrängen. Auch ist es dringend erforderlich, daß der Priester ein ausgewogenes Verhältnis von Gebet, Besinnung, Reflexion und Studium zu den übrigen Tätigkeiten erreichen kann.

„Es wird sich einiges in der Gestaltung der Dienste ändern müssen“

HK: An Vorschlägen, wie man der Überlastung Herr werden könnte, hat es ja auch auf dem Studientag der Bischöfe nicht gefehlt. Dort hieß es z. B., der Priester solle exemplarisch präsent sein, er solle vor allem Dienst an den Diensten leisten und sich um eine überzeugende Einheit von Amt und persönlicher Lebensform bemühen. Müssen solche Vorschläge, die aus der Not eine Tugend machen, nicht ins Leere laufen, einfach weil sie viele Priester überfordern?

Heinemann: Es hat sicher wenig Sinn, nur immer neue Forderungen an die Priester zu stellen. Vielmehr ist die ganz große Frage, ob es uns gelingt, auch an grundlegende Veränderungen heranzugehen. Es darf nicht nur bei einer spirituellen Vertiefung des priesterlichen Dienstes bleiben, sondern es wird sich einiges grundlegend in den Strukturen, in der Gestaltung der Dienste ändern müssen. Die Bischöfe haben das bei ihrem Studientag auch deutlich gesehen. So kann die Not des Priester Mangels zum Anstoß werden, daß die Mitverantwortung aller

für das Gemeindeleben erkannt und ergriffen wird. Gerade in der Erwartungshaltung der Gemeindeglieder ist eine Änderung dringend notwendig.

HK: Man hat allerdings bisher nicht den Eindruck, daß unsere Bischöfe solche grundlegenden Strukturveränderungen anzielen und auch entsprechende Schritte unternehmen. Ist es nicht eher so, daß man sich über die gestiegene Zahl der Priesteramtskandidaten freut und hofft, die Durststrecke des Priestermangels irgendwie durchstehen zu können?

Heinemann: Diese Einstellung geht an der Wirklichkeit vorbei. Schließlich bedeutet die zu erwartende geringfügige Zunahme bei den Neupriestern höchstens eine Verlangsamung der Abnahme der Priester. Es ist ja allgemein bekannt, daß uns, rein quantitativ, gesehen, die größten Engpässe erst noch bevorstehen. Selbst wenn es wieder mehr Priester gäbe, bliebe ja noch die Frage, für welche Aufgaben sie sinnvollerweise eingesetzt werden sollten. Wir bewegen uns heute zu sehr in der Einbahnschiene, bei der alles auf den Dienst des Priesters in den Gemeinden zuläuft. Dabei bräuchte es eigentlich mehr Sensibilität auch für andere Möglichkeiten, etwa den verstärkten Einsatz von Priestern für bestimmte Zielgruppen oder Bewegungen.

HK: Kollidiert nicht die Suche nach neuen Möglichkeiten des priesterlichen Dienstes mit einem Trend, der besonders in den vielen Äußerungen des gegenwärtigen Papstes zum Thema Priester zum Ausdruck kommt? Zielt dieser Trend nicht auf die möglichst klare Unterscheidung zwischen Priestern und Laien, verbunden mit einem überhöhten Verständnis von „priesterlicher Identität“?

Heinemann: Der Papst hat bei seinem Deutschlandbesuch die hauptberuflich pastoralen Laiendienste bei uns ausdrücklich gutgeheißen und damit deutlich gemacht, daß der Priester – bei aller Unverzichtbarkeit und Einzigartigkeit seiner Existenz – nicht in eine isolierte Ausschließlichkeit des seelsorglichen Dienstes gehoben werden soll und daß es einen legitimen Spielraum der einzelnen Ortskirchen in bezug auf die Ordnung der pastoralen Dienste gibt. Die Kirche braucht weniger um die Sonderstellung des Priesters besorgt zu sein als darum, daß sie mit ihrer Seelsorge die Menschen in ihren Lebenssituationen auch wirklich erreicht.

HK: Als eine wichtige Perspektive für die Zukunft des priesterlichen Dienstes nannten Sie den verstärkten Einsatz von Priestern in einzelnen Bewegungen und gesellschaftlichen Gruppen. Welches Ziel stünde dabei im Vordergrund, bzw. warum wäre eine solche Umstrukturierung so wichtig?

Heinemann: Stärker als sonst könnte dabei die missionarische Dimension des Priesterberufs zum Tragen kommen. Es ist doch so, daß die Kirche heute insgesamt zu wenig den Blick nach außen, auf die Distanzierten richtet. Viele unserer Kirchenglieder gleiten ja langsam aus dem Leben der Kirche heraus, kirchliche Verkündigung kommt gar

nicht mehr an sie heran. Für sie müßten neue Wege der Seelsorge gefunden werden, die ein Mitleben im Einlassen auf die jeweilige Lebenssituation ermöglichen würden. Das ist eine gewaltige Aufgabe, die noch kaum angegangen wird.

HK: Welches wäre dann in diesem Zusammenhang die spezifische Aufgabe des Priesters?

Heinemann: Der Priester müßte in den verschiedenen Lebensbereichen und gesellschaftlichen Gruppen präsent sein, missionarisch Zeugnis geben und sich ihnen gleichsam ausliefern. Mehrheitlich ist unsere Gesellschaft von einer nachchristlichen Kultur geprägt. Der Kirche stellt sich hier die Aufgabe, zu einer neuen Inkulturation des Evangeliums zu finden. Dazu gehört auch eine Veränderung unserer Verkündigungssprache, ein Sich-Einlassen auf zunächst fremde Denkformen und Kategorien. Solches Bemühen ist nicht ausschließlich Sache der Priester, aber oft werden sie die Vorreiter sein müssen.

„Eine größere Vielfalt im priesterlichen Dienst ist wünschenswert“

HK: Wenn man sich die „Rahmenordnung für die Priesterbildung“ von 1978 ansieht, dann ist für unsere Ordnung für die Priesterausbildung eigentlich der Typ des „Einheitspriesters“ bestimmend, der gleichermaßen theologisch gebildet, pastoral und geistlich befähigt ist. Müßte man nicht im Interesse einer stärkeren Auffächerung des priesterlichen Dienstes eine größere Bandbreite der Ausbildungswege ermöglichen?

Heinemann: Die deutsche „Rahmenordnung für die Priesterbildung“ strebt meines Erachtens keineswegs eine Uniformierung der zukünftigen Priester an. Theologische Bildung, pastorale Befähigung, geistliches Leben und menschliche Reifung sind Grundelemente, auf die keine Priesterausbildung verzichten kann, weil sie dem inneren Anspruch des Priesteramtes entsprechen. Da zudem man Priester nur durch Eingliederung in ein Presbyterium werden kann, ist ein gemeinsamer Fundus um der Einheit des Presbyteriums willen notwendig. Innerhalb dieser Grunddimension gewährt die gegenwärtige Bildungsordnung einen beträchtlichen Spielraum.

HK: Wie steht es bei den Priesteramtskandidaten gegenwärtig mit der Bereitschaft, bewußt auf neue Bereiche des priesterlichen Dienstes zuzugehen, auch über die schon bisher angebotenen Spezialaufgaben hinaus?

Heinemann: Das gibt es vereinzelt. Allerdings bin ich skeptisch und versuche eher zu bremsen, nicht um solche Begabungen von vornherein abzuwürgen, sondern um sicherzustellen, daß das gemeinsame Fundament aller priesterlichen Dienste gewährleistet ist. Eine Spezialisierung auf kategoriale Dienste ist eigentlich nur auf dieser Grundlage sinnvoll. Sonst bilden wir Fachidioten heran, die nur ihre Sparte und nur ihren spezifischen Weg kennen, zur Zusammenarbeit mit den anderen kategorialen Diensten und mit den normalen Gemeindepfarrern aber

nicht mehr fähig sind. In der ersten Bildungsphase des Theologiestudiums geht es vorrangig nicht einmal um eine Einführung in konkrete priesterliche Grunddienste, sondern um Formung des Menschen durch Theologie, geistliche Tradition und den Lebenszusammenhang von Kirche und Gesellschaft.

HK: Man könnte sich ja auch den umgekehrten Weg vorstellen, daß nämlich Christen, die sich schon über eine längere Zeit hinweg in einer bestimmten Gruppe oder Lebensform bewährt und dort konkret Zeugnis abgelegt haben, zum Priester geweiht werden. Mir ist klar, daß dabei sofort wieder das Zölibatsproblem ins Spiel kommt. Aber kann man auf so etwas wie „viri probati“ wirklich verzichten, wenn die missionarische Dimension im Priesterberuf stärker zum Tragen kommen sollte?

Heinemann: Dort, wo die Voraussetzung der Ehelosigkeit gegeben ist, sind in der Vergangenheit wiederholt „im Leben bewährte Männer“ auf individuellem Weg zum Priestertum gelangt. Solche persönlichen Lebenswege lassen sich freilich kaum in einer Ordnung fixieren.

„Es braucht neue Formen gemeinschaftlichen Lebens“

HK: Was Sie ansprechen, sind Einzelfälle, die gleichsam in kleinen Nischen der herkömmlichen Seelsorgestrukturen und Priesterausbildung ihren Platz haben. Kann man sich damit begnügen, oder ergibt sich nicht auch von dieser Seite aus die Notwendigkeit, über Veränderungen im Priesterbild und in der Stellung des Priesters in der Kirche intensiver nachzudenken?

Heinemann: Zumindest ein ständiges Nachdenken und Überprüfen ist unumgänglich. Ich wiederhole meine Sorge, daß mit dem wachsenden Priestermangel sich der Dienst des Priesters ganz und gar auf die Seelsorge in den Territorialgemeinden reduziert. Wir brauchen die größere Ausfächerung einfach schon deshalb, daß auch die Mehrzahl der Priester, die nach wie vor in der Gemeinde arbeiten wird, durch intensive Kommunikation mit den anderen bestärkt und befähigt wird. Grundlegende Veränderungen im Blick auf die heutigen Erfordernisse müssen sich natürlich an der Stiftung des Amtes und an der Glaubenstradition der Kirche orientieren. Aber eine größere Vielfalt im priesterlichen Dienst ist in unserer kirchlich-gesellschaftlichen Situation in jedem Fall wünschenswert.

HK: Das hätte aber auch erhebliche Konsequenzen für das Verhältnis von Priester und Gemeinde. Müßten dann nicht neue Formen erprobt werden, wie haupt- und nebenamtliche Mitarbeiter mit dem Pfarrer gemeinsam die Verantwortung für die Gemeinde ausüben?

Heinemann: Ich möchte dem zustimmen. Allerdings sehe ich gewichtige theologische Gründe dagegen, daß die Leitung der Gemeinde von einem Laien wahrgenommen wird. Insofern habe ich auch Bedenken gegen die Schrift von Reuss mit ihrem Modell des nebenamtlichen Prie-

sters, der dann nicht Leiter der Gemeinde, sondern nur für den sakramentalen Bereich zuständig wäre. Priesteramt und Gemeindeleitung sind untrennbar miteinander gekoppelt. Allerdings muß das eine Leitung sein, die den Mitarbeitern Spielraum läßt, Vertrauen delegiert. Es muß nicht alles in der Spitze zusammenlaufen, was in der Gemeinde geschieht. Nicht nur das, was vom Pfarrer ausgeht und zu ihm zurückfließt, ist seelsorglich wertvoll.

HK: Werden bei uns nicht vielfach noch die falschen Schlachten geschlagen, wenn man vor allem bemüht ist, die Differenz zwischen dem Amt des Priesters und den Laiendiensten in der Kirche so sehr herauszustellen, daß die eigentlich drängenden Fragen und Probleme eher aus dem Blick geraten?

Heinemann: Weder das bloße Bestehen auf dem Trennenden noch eine Gleichmacherei der verschiedenen Dienste bringen uns weiter. Es ist sowohl die gemeinsame Sendung aller Christen als auch das spezifische Profil des Amtsträgers sowie der verschiedenen anderen Dienste in den Blick zu nehmen. Diese spannungsreiche Vielfalt auf gemeinsamer Grundlage belebt das Leben der Kirche. Für mich kommt das Entscheidende des Amtsträgers sehr gut in dem bekannten Augustinuswort zum Ausdruck: Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Gerade für die jüngeren Priester ist heute das Mitsein sehr wichtig geworden. Das wird in Zukunft Konsequenzen für den Lebensstil haben müssen. Wenn wir von der Sinnhaftigkeit des Zölibats überzeugt sind, der ja in das Ganze der drei evangelischen Räte eingebettet sein muß, wird sich an dem solitären priesterlichen Lebensstil Grundlegendes ändern müssen. Es braucht neue Formen gemeinschaftlichen Lebens, wobei eine recht große Spannweite denkbar ist.

HK: Besteht nicht die Gefahr, daß solche Gemeinschaften sich wiederum abkapseln und daß diese neuen Lebensformen der missionarischen Offenheit und Sensibilität eher schaden als nützen?

Heinemann: Wenn ich von Gemeinschaft als Grundprinzip priesterlicher Lebensform spreche und davon, daß der Priester aus Beziehung heraus und auf Beziehung hin lebt, ist das immer in einem dreifachen Sinn gemeint: im Blick auf das Presbyterium, im Blick auf Kooperation mit den Hauptberuflichen am Ort und im Blick auf die Gemeinde mit allen ihren Gruppen, auch mit den „Randsiedlern“. Keine dieser Dimensionen darf ausfallen, keine darf gleichsam exklusiv aufgefaßt und gelebt werden.

Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit ist gewachsen

HK: Wir haben viel von möglichen und wünschenswerten Veränderungen gesprochen. Ob sie eine Chance haben, hängt aber nicht zuletzt von den jungen Männern selbst ab, die jetzt Priester werden wollen und damit auch von der Art und Weise, in der sie ausgebildet werden. Sind die Ansätze, die Sie genannt haben, überhaupt in der konkreten Ausbildung genügend präsent?

Heinemann: Die Grundelemente kommen meines Erachtens vor. Nehmen Sie etwa die Einübung in Gemeinschaft, das ist eines der Grundanliegen, die wir in unserer Hausgemeinschaft haben. Sie kann natürlich nur dann gelingen, wenn wir es nicht bei der Großgemeinschaft belassen, sondern eine gegliederte Gemeinschaft von geistlichen Gruppen besteht, die sich wechselseitig annehmen. Das Seminar ist damit so etwas wie ein Spiegelbild dessen, was auch in den Gemeinden an verschiedensten Tendenzen und Richtungen vorkommt. Die größte und schwierigste Aufgabe ist es deshalb, mit Andersdenkenden geistlich und menschlich wirklich vertrauensvoll umgehen zu lernen. Das ist die größte Belastung in unseren Häusern und gleichzeitig auch die wichtigste Aufgabe. Natürlich bleibt immer ein Ungenügen, weil das, was wir erreicht haben, keinesfalls schon genug ist.

HK: Sie befürchten nicht, daß gegenwärtig ein Priesternachwuchs herangebildet wird, der den Anforderungen, die sich in Kirche und Gesellschaft stellen, gar nicht ent-

spricht? Oder anders gefragt: Bekommen wir in den nächsten Jahren wirklich die Priester, die wir brauchen?

Heinemann: Auf diese Frage kann ich schlecht antworten. Wir können die brennenden Aufgaben sehen, die sich den Priestern und allen Christen stellen. Wissen wir aber dann schon darum, welche Priester wir brauchen? Unsere Aufgabe in der Priesterausbildung liegt darin, daß die jungen Männer, die bei uns anfangen, ihre wirkliche Berufung aufgreifen und entfalten. So dienen wir der Kirche. Doch dann kann ich auf unsere Priesteramtskandidaten in den oberen Semestern hinweisen, die sich der Veränderungen im Priesterbild und der vielfältigen Erwartungen an ihren Dienst durchweg bewußt sind. Natürlich kann der eine oder andere sein Wunschbild vom Pfarrherrn gegen alle Erneuerungsbemühungen hindurchzuretten versuchen. Aber die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und zum lebendigen Austausch ist bei den meisten, die heute Priester werden wollen, gewachsen.

Zur Entwicklung der Massenmedien

Thesen der Schweizer Kirchen 1983

Am 23. März veröffentlichten die Kirchenleitungen der Schweiz ein Grundsatzpapier über die Entwicklung der Massenmedien. Das von einer gemeinsamen Kommission von Fachleuchten aus der katholischen, der reformierten und der christ-katholischen (altkatholischen) Kirche erarbeitete Papier befaßt sich nicht allein mit den sog. Neuen Medien, sondern ordnet diese ein in ein Gesamtkonzept über Aufgaben und Gestaltung der Medienkommunikation. Unseres Wissens ist es das erste von den christlichen Kirchen eines Landes gemeinsam erarbeitete und verantwortete Dokument zum Medienbereich. Wenn dieses auch auf den speziellen schweizerischen Hintergrund zu beziehen ist, so sind seine wesentlichen Aussagen doch allgemein gültig bzw. diskussionswürdig. Hier der Wortlaut:

Der Leistungsauftrag der Massenmedien in der Gesellschaft

These 1: Zur Mitverantwortung braucht es Massenmedien

Die Menschen benötigen öffentliche Information und Auseinandersetzung, um die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft angehen zu können. Massenmedien schaffen Öffentlichkeit in einer Welt, die komplex und weiträumig geworden ist. Ohne öffentliche Kommunikation wäre der Mensch nicht in der Lage, eine Mitverantwortung der Gesellschaft zu übernehmen.

Kommentar: Das Zusammenleben der Menschen erfordert ständig gemeinsame Entscheidungen. Unterschiedliche Interessen und Zielvorstellungen machen die Entscheidungsprozesse zu konfliktreichen Auseinandersetzungen. Sie haben zudem fast immer Voraussetzungen und Auswirkungen in verschiedenen Bereichen und auf mehreren Ebenen. Die Welt ist für den Einzelnen nicht aus eigener Kraft überblickbar. Der Bürger benötigt Informationen und Verstehenshilfen, um sich zu orientieren und um sich an der Gestaltung seiner natürlichen, sozialen und kulturellen Umwelt beteiligen zu können.

Die Massenmedien haben in erster Linie die Aufgabe, Voraussetzungen für das öffentliche und demokratische Umgehen mit gesellschaftlichen Fragen zu schaffen. Öffentlichkeit entsteht nicht von selbst. Sie ist das Ergebnis einer Vielzahl von kulturellen Leistungen, worunter jene der Massenmedien eine Schlüsselstellung haben.

Mit „Massenmedien“ (auch „Massenkommunikationsmittel“ oder einfach „Medien“) sind in diesem Text sämtliche technischen Mittel gemeint, die der Verbreitung von sachlichen Informationen, Meinungen, Ideen sowie unterhaltenden und künstlerischen Darbietungen in Wort, Schrift, Ton oder Bild dienen. Sie vermitteln indirekt Aussagen an ein weitgehend nicht bestimmbares Publikum, sei es ein größerer Personenkreis oder die Gesellschaft insgesamt. Zu den Massenmedien zählen die einmaligen und periodischen Druckerzeugnisse (z. B. Flugblatt, Prospekt, Plakat, Zeitung, Zeitschrift, Buch), die Träger akustischer und audiovisueller Signale (z. B. Schallplatte, Tonkassette, Film, Videokassette, Bildplatte) und die elektronischen Medien (Radio, Fernsehen, Teletext, Videotext).

Die vorliegenden Thesen der Kirchen befassen sich nicht gleichmäßig mit allen Massenmedien, sondern gehen vor allem auf jene Aspekte der Medienentwicklung ein, welche die Gesellschaft und die Kirchen vor dringliche Fragen stellen.

Mit dem Begriff „Kommunikation“ ist in diesen Thesen nicht bloß ein Vorgang der Informationsübermittlung gemeint. Er bezeichnet darüber hinaus ein Mitteilen und Teilnehmen, das auf Gemeinschaft hin orientiert ist und deshalb an sich schon einen Wert darstellt.

These 2: Die Aufgaben der öffentlichen Kommunikation

Wenn öffentliche Kommunikation in der Gesellschaft zustande kommt, so ist damit eine kulturelle Leistung erbracht, die ent-